

## Im Todeskampf

Natur braucht keinen Plot: **Leona Stahlmanns** Cli-Fi-Roman „Diese ganzen belanglosen Wunder“

**W**ie lebt es sich, zumal als junger Mensch, wenn der Zug in Sachen Klima längst abgefahren ist? Wenn es keine Wale mehr gibt und kein Venedig, wenn in weiten Teilen Europas Flüsse kein Wasser mehr führen, Wälder und Felder verbrennen und der Weltuntergang einfach nur unaufhaltsam voranschreitet? Für die Zukunft geht zur Jahrhundertmitte jedenfalls keiner mehr auf die Straße, auch nicht an einem Freitagvormittag.

Stattdessen gibt man sich, jedenfalls hierzulande, der gepflegtesten Langlebigkeit hin. Man schaut stundenlang seltsame Filme über Möbelstücke an, nimmt sich beim Schreien oder Dummherumschauen auf oder ärgert sich über ungünstige Lichtverhältnisse in der Wohnung, denn „unsere Liebe hängt davon ab, sie die anderen sehen zu lassen. Fürs Nahsein ist es an den meisten Tagen sowieso viel zu heiß“, wie es in dem neuen Roman der 1988 geborenen Hamburger Schriftstellerin Leona Stahlmann heißt. Eine Dating-App ist hier das letzte verbindende Element zwischen den Menschen.

Vor allem aber ist man froh, wenn einen die Katastrophenmeldungen nicht selbst betreffen. Für Stine, eine Nebenfigur des Romans, sind die Nachrichten sogar „Nistplätze für Behaglichkeit“. Auf ihrem Rücken hat sich die junge Frau die Temperaturprognosen der letzten zehn Jahre tätowieren lassen, wohl als eine Art ironisch-postapokalyptischer Kommentar. Für ihre Exfreundin Katt dagegen, die Ich-Erzählerin der zweiten Romanhälfte, darf der „Strom der Bilder“ nie abreißen. Was nur logisch ist: Wirklich Sorgen muss man sich schließlich erst dann machen, wenn es gar keine Nachrichten mehr gibt.

Von schöner Ironie ist dabei, dass sich Katt in dieser zukunftslosen Welt ihren Lebensunterhalt mit Online-Tarotsitzungen verdient. Die Realität hinter den Bildern oder besser gesagt, das was von der Wirklichkeit noch übrig ist, entdeckt Katt erst, als sie über besagte Dating-App den zwölfjährigen Zeno und seine berührende Welt kennenlernt. Der Junge, eine leider nur bedingt glaubwürdige Mischung aus Forscher und Heiligem, steht im Zentrum von Leona Stahlmanns zweiten Roman. Die Autorin, die vor zwei Jahren mit dem eindrucksvollen Roman „Der Defekt“ über ein BDSM-Pärchen in der Provinz debütierte, (BDSM ist ein Akronym für Bondage, Discipline, Dominance und Nature Writing).

Zeno lebt irgendwo im norddeutschen Marschland, in einer aufgegebenen Saline. Auch diese Anlage ist ein Opfer des Klimawandels: Für die Salzgewinnung ist es inzwischen entweder zu trocken geworden, oder der nahe Fluss, die „Blanke Elle“, tritt nach Starkregen über seine Ufer und überschwemmt Becken und Anwesen. Jetzt ist die Saline ein Geheimtipp für Liebhaber:innen von „Lost Places“, also abhandengekommene Orte: Ausflüger:innen kommen aus der Stadt und kaufen gern als Mitbringsel das Salinensalz in den liebevoll beschrifteten Marmeladengläsern, das Leda, Zenos Mutter, zuvor im Großhandel besorgt hat.

Die erste Romanhälfte erzählt davon,

wie sich die schwangere Leda einst vor der Welt in die aufgegebene Saline geflüchtet hat. Seitdem wird sie von der Frage gequält, wie sie in eben diese Welt noch ein Kind setzen konnte. Zeno hingegen kommt mit der sich vollziehenden Apokalypse erstaunlich gut zurecht. „Seit seiner Geburt ist jeden Tag die Welt ein bisschen mehr zu Ende, aber für das Kind war das Zukunft genug, einen Tag zu haben und dann den nächsten“, vermerkt die Erzählerin und vergleicht Zeno mit einem „Astronomen“, der mit Forscherblick die Wunder des Marschlandes erkundet, vom Geräusch, das reifende Maulbeeren machen, bis zum ausgeschiedenen Salz, das sich in den Haaren des Milchkrauts sammelt.

Andererseits erkundet der heranwachsende Junge über die Dating-App aber auch das Rätsel Mensch. In der zweiten Romanhälfte, nachdem sich seine Mutter auf und davon gemacht hat, sammelt Zeno einige ausgewählte Exemplare um sich und macht aus der Saline eine Art Kommune, mit sich selbst als Kinder-Guru, der Neuankommlinge wie Katt mit Weisheiten beeindruckt wie, der Tod sei nur ein „Richtungsproblem“ oder der „kleinste vorstellbare Ort“ finde sich im Gehege seiner Seidenhühner, auf einem Futterkorn. „Hier passiert absolut nichts“, heißt es einmal gegen Ende von „Diese ganzen belanglosen Wunder“, und das ist auch sein Hauptproblem dieses Romans. Denn bei all seiner Aktualität in diesem regenlosesten aller Sommer fehlt ihm leider ein die Lektüre vorantreibender Plot, wie ihn etwa Roman Ehrlichs Cli-Fi-Roman „Malé“ (2020) auszeichnet, ein Werk, das sich zum Vergleich deshalb anbietet, weil sich hier ebenfalls in einer am Klimawandel zugrunde gehenden Welt Aussteiger:innen in einer Art Niemandsland versammeln (bei Ehrlich die gerade noch aus dem Wasser ragende Ex-Hauptstadt der Malediven).

Eben das, ein Niemandsland, ist in Leona Stahlmanns Roman das in größtmöglicher Detailliertheit und Präzision beschriebene Marschland für die sich hier versammelnden Figuren, ein liminaler Raum zwischen Meer und Land, ein Möglichkeitsraum ohne Grenzen oder festen Boden mit einer, zumindest für kurze Zeit, plötzlich wieder offenen Zukunft. „Wenn ich morgens Spuren in den Sand setze, hat der Abend sie ausgelöscht“, beobachtet Katt. „In den Marschen lässt sich alles zurücknehmen. Ich bin hier – und doch nicht.“

So wenig dieser Roman daher als Ganzes zu überzeugen vermag und auch in einigen Überzeichnungen nervt (wie die zunehmend inzestuös aufgeladenen Atmosphäre zwischen Leda und Zeno), so sehr beeindruckt er im Einzelnen: ob es um berückende Vergleiche geht (wie Zenos Hände, die mit Hühnerblut gepunktet sind, „wie flüssige Sommersprossen“), um Sinneswahrnehmungen (wie das Geräusch, das Spinnen beim Trockenreiben ihrer Beine machen), um immer neue elegische Beschreibungen einer Natur im Todeskampf oder um die bedrückende Skizzierung einer von apokalyptischer Langlebigkeit heimgesuchten Jugend, die ihrer Zukunft nur noch beim Verglühen zuschauen kann.

OLIVER PROHLMANN



**Leona Stahlmann:** Diese ganzen belanglosen Wunder. Roman. dtv, München 2022. 408 Seiten, 22 €.



Die amerikanische Schriftstellerin, Journalistin und Literaturkritikerin Katie Kitamura. Sie wurde 1979 in Kalifornien geboren.

## Beklemmende Brüchigkeit

**Katie Kitamura** erzählt in „Intimitäten“ von einer Dolmetscherin in emotionalen Turbulenzen

VON FRANZISKA WOLFFHEIM

**E**s kann ein Reichtum sein, diverse Sprachen fließend zu sprechen, aber auch ein Fluch. Die Ich-Erzählerin in Katie Kitamuras neuem Roman „Intimitäten“ hat in verschiedenen Ländern gelebt und arbeitet als Dolmetscherin. Dabei empfindet sie ein Gefühl des Unbehagens, sie weiß nie wirklich, wohin und zu wem sie gehört. Die Melancholie, die diese moderne Nomadin erlebt, bestimmt auch den Tenor von Kitamuras suggestivem, äußerst kondensiertem Roman.

Gerade hat sie – den Namen dieser Frau erfahren wir nicht – in New York ihre Zelte abgebrochen, nachdem ihr Vater dort gestorben und die Mutter nach Singapur gezogen ist. Sie geht nach Den Haag, wo sie am Internationalen Gerichtshof einen Ein-Jahres-Vertrag als Dolmetscherin unterschrieben hat. Allerdings fremdet die Erzählerin zunächst mit der ruhigen, nicht gerade spektakulären Stadt an der Nordsee, die sie als „fast krampfhaft kultiviert“ erlebt.

Es erscheint beinahe paradox, dass sie ausgerechnet in dieser gepflegten Stadt immer wieder Gewalt begegnet, in Dramen hineingezogen wird, von denen sie eigentlich nichts wissen möchte. Da ist der Bruder einer Bekannten, der auf offener Straße krankenhaushausreif geschlagen wird; warum er nicht nur ausgeraubt, sondern auch brutal zugetrieben worden ist, bleibt im Dunkeln. Und da ist das politische Drama, mit dem sie durch ihren Job konfrontiert wird: Ein ehemaliger afrikanischer Präsident, der diverse Kriegsverbrechen begangen hat, wird vor dem Gerichtshof angeklagt.

Die Erzählerin muss in der Sache dolmetschen und damit klar kommen, dass der charismatische Ex-Präsident versucht, eine stille Vertrautheit zwischen ihnen beiden aufzubauen. Schlim-

mer wiegt aber noch, dass sie für eine Zeugin dolmetschen muss, deren Familie Opfer des Diktators geworden ist. Die junge Frau erzählt detailliert, wie ihre Brüder und ihr Vater erschossen wurden, sie hat die Morde aus unmittelbarer Nähe miterlebt. Die Erzählung der gepeinigten Frau nimmt die Dolmetscherin so sehr mit, dass sie Zweifel hat, ob sie ihren Job überhaupt noch weiter ausüben kann.

Jede Form von Sicherheit, das zeigt Katie Kitamura, kann sich „völlig unvermittelt in Luft auflösen“. Vieles in diesem Roman trägt eine beklemmende Brüchigkeit in sich, ob das Beziehungen oder Jobs sind. Selbst Werte wie Gerechtigkeit und Wahrheit verlieren im Prozess gegen den afrikanischen Diktator ihre moralische Eindeutigkeit.

Man denkt unwillkürlich an Salvador Dalí's berühmtes Bild von den zerfließenden Uhren – ähnlich verhält es sich hier mit den Weltanschauungen. Ebenso ist die Sprache dehnbar, auslegbar, kann mit fataler Selbstverständlichkeit als Instrument der Manipulation eingesetzt werden.

Auch die Liebesbeziehung, die die Dolmetscherin eingeht, trägt von Anfang an den Keim der Unsicherheit in sich. Adriaan ist von seiner Frau getrennt, hält aber weiterhin Kontakt zu ihr und seinen Kindern. Eines Tages verschwindet er nach Lissabon, wo seine Familie lebt, und lässt die Erzählerin im Unklaren, ob er überhaupt wiederkommt. So bleibt die Frau, die sich in ihrem Job in viele Menschen hineinversetzen, ihnen eine Sprache verleihen kann, privat auf sich gestellt und letztlich allein. Ihre Einfühlungsgabe ist kein Garant dafür, dass sie selbst Empa-

thie erfährt, wie sie schmerzlich erfahren muss.

Es gibt eine große Reihe von Unbehausten in der Literatur, von Georg Büchners „Lenz“ bis zu den Geflüchteten in Saša Stanišićs Roman „Herkunft“ oder den oftmals unerlösten Figuren von Judith Hermann. Die Erzählerin in Katie Kitamuras Roman leidet vor allem darunter, dass sie an sich selbst vorbei lebt, dass ihre Wünsche – zum Beispiel

Katie Kitamura, 1979 in Kalifornien geboren, hat mit „Intimitäten“ einen eher handlungsarmen Roman geschrieben, die Innenwelten ihrer Figuren sind ihr deutlich wichtiger als die äußeren Ereignisse. Jede Geste und jede noch so kleine Körperbewegung hat in dieser Erzählung Bedeutung. Dass die Autorin eine Meisterin darin ist, atmosphärische Zwischentöne und Störungen wie ein Seismograph aufzuzeichnen, in einer zurückgenommenen und zugleich präzisen Sprache, hat sie bereits in ihrem 2017 auch auf Deutsch veröffentlichten Roman „Trennung“ eindrucksvoll bewiesen.

Es gibt allerdings ein Problem in dem von Kathrin Razum hervorragend übersetzten Roman, und das hat mit der Erzählerin zu tun: Die Dolmetscherin bleibt als Figur letztendlich unscharf, und dass ihr Name nicht genannt wird, trägt zu dieser Unschärfe bei. Man hat bei der Lektüre das Gefühl, ihr niemals wirklich nahe zu kommen, als sei sie in eine Nebelbank getaucht.

Vielleicht liegt es daran, dass diese Frau mitunter wie eine Getriebene wirkt, nicht wie jemand, der sein Leben selbst in die Hände nimmt und vorantreibt. Und dass sie beruflich immer die Dienstleisterin im Hintergrund bleiben muss und nicht zur Akteurin werden darf. Dass sie am Ende doch noch eine private Entscheidung trifft, ist ein überraschender Schlussakkord. Ohne ein Fünkchen Hoffnung wollte uns die Autorin wohl nicht entlassen in ihrer düsteren Vision einer schwankenden Welt.



**Katie Kitamura:** Intimitäten. Roman. Aus dem Englischen von Kathrin Razum. Hanser Verlag, München 2022. 224 Seiten, 24 €.



**Das biografische Rätsel**  
12,95 € | Bestellnr.: 19552  
SHOP TAGESSPIEGEL  
shop.tagesspiegel.de

ANZEIGE

## Welchen Informationen kann ich vertrauen?

Zeitungen sind im Gefängnis unverzichtbar.

Bitte spenden Sie den »Tagesspiegel« für Gefangene zum Preis von 192,06 € halbjährlich, 376,20 € jährlich oder überweisen Sie einen Betrag Ihrer Wahl an: Freiabonnements für Gefangene e.V. Bank für Sozialwirtschaft, IBAN: DE02 1002 0500 0003 0854 00 Kennwort: »TSP« [www.freiabos.de](http://www.freiabos.de)

**Freiabonnements für Gefangene e.V.**

Bild © methaphum - stock.adobe.com

## Doch nicht unbekannt geblieben

Proust-Betrieb: Die 99. Ausgabe der Literaturzeitschrift „Schreibheft“

**A**ls Reynaldo Hahn am 18. November 1922 die literarische Welt, und nicht nur diese, vom Tod seines lebenslangen Freundes und Ex-Geliebten Marcel Proust in Kenntnis setzte, zeigte sich diese tief bewegt. Viele Kollegen erwiehen Proust schon am Totenbett die letzte Ehre, und nur ein paar Wochen später, am 1. Januar 1923, erschien eine Sondernummer der „Nouvelle Revue Française“ mit Erinnerungen an Proust, von Joseph Conrad, André Gide, Paul Valéry und vielen anderen.

In der neuen Ausgabe des wunderbaren „Schreibhefts“, der von Norbert Wehr herausgegebenen Literaturzeitschrift, lassen sich nun erstmals, aus gegebenen Anlass, drei Beiträge dieser Sonderausgabe der „NRF“ auf Deutsch lesen. Es sind jene von Paul Morand, Jean Cocteau und Valéry Larbaud, übersetzt von dem Literaturwissenschaftler und Proust-Experten Jürgen Ritte.

Cocteau's Erinnerungstext fällt allein deshalb aus dem Rahmen, weil er mehr aus Snippets besteht, aus analysierenden Bruchstücken. Obwohl sie eine gedankliche Chronologie aufweisen und miteinander verbunden sind, demonstrieren sie, dass ein einziger Text Proust

und seinem Werk kaum gerecht werden kann: „Und hier nun weise ich auf den Irrtum hin, der in dem Glauben besteht, Marcel Prousts Leben teile sich in ein mondänes Leben und ein einsames Leben, in eine erste und eine zweite Phase.“ Nein, ersteres sei das „wirkliche Zentrum seiner Rosette“ gewesen, weiß Cocteau. Ob wirklich klar ist, was er damit versinnbildlichen will?

Weniger explizit sind Morand und Larbaud. Morand, der, obwohl ein Antisemit und viel jünger als Proust, mit diesem eng befreundet war, schwärmt von den Abenden, „wenn er erzählte, auswendig zitierte“, von Prousts Fähigkeit zur Freundschaft. Und Larbaud erinnert an die Reaktionen 1920, als Proust den Prix Goncourt verliehen bekam: „Er ist nicht jung; aber unbekannt, das ist er – und wird er bleiben“, schrieb eine Zeitung. Das sei eine Fehleinschätzung, so Larbaud, ähnlich der von Madame de Sévigné über Racine.

Es ist natürlich ein Vergnügen, diese Texte zu lesen, gerade auch weil sie so frisch unter dem Eindruck des Todes von Proust stehen und von dessen zukünftiger Größe künden, die so kaum erahnbar war. Dazu passt als schöne Ab-

leitung, als Jahrhundertausgabenreifeung gewissermaßen, die Proust-Hommage des kroatischen Schriftstellers Bora Čosić, die dieser vergangenen Jahr als Kurz-Roman geschrieben hat, „Bergottes Witwe“. Als „Persiflage, ein ironisches Palimpsest, eine gewagte Hommage“, bezeichnet Alida Bremer diese Proust-Variation in ihrem instruktiven Nachwort. Verschwiegen soll an dieser Stelle nicht, dass auch die anderen Großkapitel dieses „Schreibhefts“ über den Lyriker George Oppen und die chinesische Schriftstellerin Can Xue unbedingt lesenswert sind. Und dass die nächste „Schreibheft“-Ausgabe eine Jubiläumsausgabe ist, Nummer 100. Ob diese ebenfalls eine Rahmen sprengende Prachtausgabe wird, wie seinerzeit die Sondernummer der „Nouvelle Revue Française“? GERRIT BARTELS



**Norbert Wehr (Hrsg.):** Schreibheft. Zeitschrift für Literatur. Rigodon Verlag, Essen 2022. 180 Seiten, 15 €.